

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 42

Artikel: Erinnerungen einer Blindgeborenen [Fortsetzung]
Autor: Dufau, P.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

19. Oktober

Herbstnacht.

Von Erwin Schlup.

Durch des Parkes müde Bäume
Fliehen Herbstwinds leise Klagen
In die nächtlich stillen Räume.

Mond wirft seine Silbersträhne
Durch das Purpurlaub der Reben.
Heimlich quirlt die Fontäne.

In der Sterne Märchenflimmer
Ziehen ruhig in die Ferne
Kleine, weiße Wolkenchimner.

Lautlos Stund' um Stunden rinnen . . .
Mähtlich steigt aus dem Strome,
Weich und zart, ein Nebellinnen.

Und die weißen Wolkenchimner
Färben golden sich am Rande.
Oestlich steigen Frührotglimmer.

Und aus zauberlichten Höhen
Glüh'n erblappend Mond und Sterne,
Fühlen schon des Todes Wehen. —

Erinnerungen einer Blindgeborenen.

3

Nach dem Französischen des P. A. Dufau und einer Uebersetzung ins Deutsche von J. G. Anie bearbeitet von E. Grunder.

Meine Tante erwartete ich mit lebhaftester Ungeduld. Mein Vater hatte nur selten von ihr gesprochen. Sie war eine Schwester zweiter Ehe und er hatte nur wenig Verkehr mit ihr. In ihrem 20. Jahr ging sie eine unglückliche Heirat ein. Seit ungefähr zwei Jahren war sie Witwe. Sie mochte jetzt 40 bis 45 Jahre zählen und hatte keine Kinder. Mein Vater hatte ihr ein Jahrgeld ausgesetzt, welches ihre hauptsächlichste Hilfsquelle war. Er dachte erst in seiner letzten Zeit daran, sie bei mir wohnen zu lassen als meine zukünftige Stütze. Schon ihm flökte sie zwar kein vollkommenes Vertrauen ein.

Der Brief, der mir ihre Ankunft meldete, war kurz und von seltsamer Fassung. Er enthielt die Versicherung der unbegrenztesten Hingebung für mich. Sie sprach kaum vom Tode meines Vaters, der ihr ein Wohltäter gewesen war. Das befremdete mich.

Sie kam endlich an und schloß mich mit Aeußerungen des Mitleids und der Zärtlichkeit in die Arme, die mir übertrieben schienen.

Vor allem aus berührte es mich seltsam, daß ich in ihrer Stimme nicht die geringste Aehnlichkeit mit der meines Vaters finden konnte.

Meine Tante wollte die klügste und vernünftigste Frau sein. Doch in jeder Minute entschlüpften ihr Aeußerungen, die ihre Unfähigkeit zu logischem Denken verrieten. Sie hielt sich für die Empfindsamkeit selbst; im Grund aber bekümmerte sie sich um nichts, als was ihr Genuß bringen konnte. Eigensinnig und unordentlich in ihren häuslichen Gewohnheiten,

machte sie sich dennoch leicht bei den Dienstboten beliebt, weil sie sich zu denselben herabließ und keine strengen Anforderungen an ihre Arbeit stellte.

Die Leiche meines Vaters wurde nach S.... zurückgebracht. Ich reiste etwas später heim. Ich fühlte mich reich getröstet in den Armen meiner teuren Adrienne. Für das Totenamt komponierte Heder eine Messe.

Auf dem Schlosse nahm mit der Zeit wieder alles seinen gewohnten Lauf. Béraud's übten von jeher eine Art Haushofmeisterschaft bei uns aus. Wie früher meinem Vater, legten sie jetzt mir jeden Tag Rechenschaft über Alles ab. Dank ihrer mustergültigen Umsicht hatte sich mein Vermögen vergrößert. Ich entschloß mich, jedes Jahr eine größere Summe zugunsten Unterstützungsbedürftiger auszusetzen. O, wie segnete ich oft die Reichtümer, welche mir dies gestatteten!

Es verstrich ein Teil des Winters. Ich hatte alte Gewohnheiten wieder angenommen. Heder kam wieder regelmäßig, mit Adrienne und mir zu musizieren.

Einen berühmten Sänger anzuhören, reisten wir nach Toulouse. An einem der Konzertabende, als ich in unserer Loge saß, vernahm ich die Stimme des Fremden, den ich in den Bädern von A.... kennen gelernt hatte. Ich gestehe, daß ich darüber hoch erfreut war. Und doch, wie fürchtete ich eine neue Zusammenkunft, die das Geheimnis meines Leidens entschleiern mußte! Einen Augenblick vorher würde ich alles in der Welt darum gegeben haben, ihm nahe

sein zu dürfen, und jetzt zitterte ich vor dem Gedanken, von ihm bemerkt zu werden.

Plötzlich verbreitete sich ein starker Rauchgeruch und eine entsetzliche Panik ergriff die Konzertbesucher. Die Damen stürzten aus den Logen. Man überrannte sich in den Gängen. Meine Tante, die gleich anfangs den Kopf verloren hatte, stürzte sich in den Haufen. Adrienne wollte mich hinter sich herziehen, doch ich fühlte, wie ihre Hand die meinige los ließ und wie sie ohnmächtig niedersank.

Ich wandte mich nach der Seite, von welcher die Stimme Heinrichs von P.... gekommen war, und rief dessen Namen. Er stand schnell an meiner Seite.

Mittlerweile wurde bekannt, daß man des Feuers Herr geworden sei. Die Menge beruhigte sich etwas. Da gelang es meinem Beschützer, Adrienne hinauszutragen. Mich ließ er folgen. Ich tat dies, indem ich, von ihm unbemerkt, den untern Teil von Adriennes herabhängendem Kleid ergriff. Eine Mietkutsche brachte uns ins Logis. Ich muß Herrn von P.... bei allen Bewegungen, die ich zu machen genötigt war, ziemlich links erschienen sein; aber sei es, daß er zerstreut, oder daß die Vorhalle des Theaters zu wenig erleuchtet war, noch entdeckte er die Wahrheit nicht. Als er uns verließ, bat er um die Erlaubnis, uns am folgenden Tage im Gasthof besuchen zu dürfen; er erhielt diese natürlich gern.

Der Abend kam. Bald meldete man ihn, den wir unsern Retter nannten, an. Die Unterhaltung wendete sich bald den Ereignissen des vorigen Tages zu. Ich fand bei von P.... jene ungezwungene Artigkeit, jenes ansprechende Benehmen wieder, die mir schon aufgefallen waren. Es schien mir, daß seine Stimme, wenn er das Wort an mich richtete, eine gewisse Veränderung fund gebe, die mich im Innersten ergriff.

Ich sang mit Adrienne, dann allein, und auch er trug uns mit wohlklingender und biegsamer Stimme einige italienische Volkslieder vor, die ich sofort zu begleiten imstande war. Er schien hoch erfreut und lobte feurig mein Talent. Diese Lobeserhebungen taten mir sehr wohl; ich kann nicht sagen, welches Vergnügen es mir machte, ihn so fest in seinem Irrtum behaftet zu sehen und wahrzunehmen, daß er mich ebenso behandelte, wie andere Mädchen, denen nichts zu den Reizen ihres Geschlechtes mangelte.

Am folgenden Tage kam er wieder. Kaum hatte er sich gesetzt, so begann er: „Fräulein Lucie, hier habe ich die Stelle gezeichnet, auf der wir uns zum erstenmal getroffen. Sagen Sie mir, ob sich der Ort meinem Gedächtnis richtig eingeprägt hat!“

Hier gab es kein Mittel weiterer Verzögerung. Unter Tränen gestand ich: „Mein Herr, ich kann nicht sehen, was Sie mir zeigen! Ich bin blind.“

Bestürzt schwieg er einige Augenblicke. Dann rief er, selbst innig bewegt: „Verzeihen Sie, mein Fräulein! Ich muß Ihnen sehr weh getan haben!“ Dann aber fügte er viel freundliche und tröstende Worte hinzu, die mir wohl taten und mich in dasselbe ungezwungene Verhältnis zu ihm setzten, in welchem ich mit jedermann stand. Ich fühlte mich glücklich, daß die schreckliche Entschleierung geschehen war.

Seine Besuche wiederholten sich jeden Tag und wurden immer vertraulicher.

Nun, warum am Ende, fragte ich mich, warum sollte er mich nicht lieben? Der Himmel ist gerecht und seine Fürsorge ist unendlich. Und was ist wohl ein bloß körperliches Gebrechen im Vergleich zu den Schätzen der Zärtlichkeit und Hingebung, die mein Herz in sich birgt? Ist darin nicht Alles vorhanden, um das Glück eines edlen Mannes begründen zu können? Ja, dieser Mann lebt, und Gott hat ihn, indem er einen Gnadenblick auf mein Unglück warf, mir auf meinen Pfad gesendet, um meinem Dasein einigen Zauber zu verleihen! — So sprach ich in den Stunden der Einsamkeit und der Sammlung zu mir selbst, und doch erstreckten sich meine Gedanken nicht über das einfache Verhältnis unserer gegenseitigen Zuneigung hinaus. Nein, ich dachte nur daran, mich im stillen einer Wonne zu überlassen, die sich nach und nach meines ganzen Wesens bemächtigte. Ich folgte diesem Gange, ohne mir Rechenschaft über das Ziel zu geben, zu welchem er mich führen werde, gleich dem Steuermann, der in der Strömung Ruder und Steuer ruhen läßt und sein Schifflein unbesorgt dem Wind und seinem Glückstern anvertraut.

Meine Tante hatte den jungen Mann sehr schnell außerst lieb gewonnen. So trat uns auch von dieser Seite kein Hindernis entgegen, und ich genoß die süßesten Stunden meines Lebens.

Indes nahte der Sommer. Der Sänger war abgereist. Alles verließ die Stadt, und auch wir dachten an die Heimreise. Nach wenigen Tagen der Vorbereitung kam der Augenblick des Scheidens. Wir waren im Begriffe, abzufahren, und ich fand mich eine Minute mit ihm allein. Ich war stumm und zitterte. Auch er war still. Plötzlich sagte er mit veränderter Stimme: „Fräulein Lucie, wie vieles hätte ich Ihnen zu sagen!“ — „Wohlan,“ entgegnete ich, kaum fähig, meine Unruhe zu bemeistern, „kommen Sie bald nach S...., und Sie werden mir dort sagen, was jetzt auf Ihren Lippen schwebt.“ — Indem er mir half, den Wagen zu besteigen, ergriff er meine Hand, und ich fühlte den sanften Druck der seinigen. Dann hörte ich sein mit eindringendem Tone gesprochenes: „Gott mit Euch!“ — Beglückt reiste ich heim! Ich war geliebt!

Herr von P.... kam endlich an. Heiß hatte ich ihn ersehnt und übergelüchelt war ich nun. Die Stunden vergingen in reizender Schnelle. Dennoch war dies Glück kein ganz ungetrübtes. Nur mit Mühe verbannte ich eine unbestimmte Unruhe aus meinem Geiste. So steht es ja um das Glück des Menschen: Man empfindet es erst wirklich als solches, wenn es bereits verronnen ist. Stets auf der Wanderung des Lebens, rückt man es nach vorwärts als Ziel der Reise; aber es liegt hinterwärts, und man mühte umkehren, um es wieder zu erhaschen. Ist die Gegenwart nicht immer ein Beflagen oder ein Hoffen?

III. Teil.

Ich komme hier zu einem Abschnitt meines Lebens, dessen Andenken ich nicht ohne freudiges Entzücken erneuern kann.

Heinrich sprach mit mir keineswegs von Liebe. Doch alles in seinem Benehmen offenbarte tiefste Zuneigung.

Oft durchwanderten wir zu Zweien die Gegend. Als dann, ganz seiner Obhut anvertraut, machte es mir Freude, ihm einen Beweis meines unbedingten Vertrauens zu geben.

In solchen Augenblicken änderte sich plötzlich sein Benehmen; das Feuer des Jünglings erlosch; er war nur noch der feingebildete Herr, der für mich die eifrigste und zartfühlendste Sorgfalt hegte. Man hätte uns Geschwister nennen können, voll der zartesten Anhänglichkeit aneinander.

Manchmal sprach er von seinen Zukunftsplänen, und dann verriet seine Sprache leicht seine Hoffnungen; doch ich tat, als beachte ich sie nicht. — Eines Tages sagte er: „Mein Beruf ist entschieden; will Bildhauer werden!“ — Den Grund dieser Wahl begriff ich schnell. Er hatte bemerkt, wie leicht ich auch die zartesten hervorspringenden Formen wahrnehmen konnte.

Täglich widmete Heinrich der Arbeit einige Stunden. — Eines Morgens überreichte er mir eine soeben vollendete kleine Büste. Ich sollte erraten, wen diese darstelle. Schon an seinem Ausdrucke erriet ich dies und fühlte mich etwas verlegen. — Ich bat ihn, mir das kleine Kunstwerk zu überlassen. Jedermann im Schlosse bewunderte dasselbe. Ich eilte in mein Zimmer und schloß mich ein. Hier prüfte ich aufs Genaueste die Gesichtszüge der Büste und bemühte mich, das aufzufinden, was deren Schönheit ausmachen mußte. Man kann sich kaum vorstellen, wie anziehend diese geheime Untersuchung für mich war.

Später fertigte der junge Künstler auch die Büsten von meiner Tante, Vison und andern. Es gewährte mir ein unsagbares Vergnügen, diese Bilder zu vergleichen mit der Idee, die ich mir von den betreffenden Personen gemacht hatte. Ich habe alle diese Entwürfe wie Kleinode bewahrt, und bisweilen nehme ich sie wieder zur Hand, um an ihnen alte Erinnerungen aufleben zu lassen.

Eines Abends saßen wir in lauer Sommerluft allein auf der Terrasse. Ich hatte ihn jenes feine Zusammenwirken des Gefühls, des Gehörs und selbst des Geruches, welches mir die Formen der Dinge vergegenwärtigte und mir dieselben bisweilen unbestimmt im Traum vorführte, begreiflich zu machen gesucht. Ich sagte ihm, daß es mir schien, als wenn eine unerklärliche geistige Macht mich mit denen vereinige, die mich umgeben, die mir durch Verhältnisse von unvergleichlicher Gewalt teuer seien.

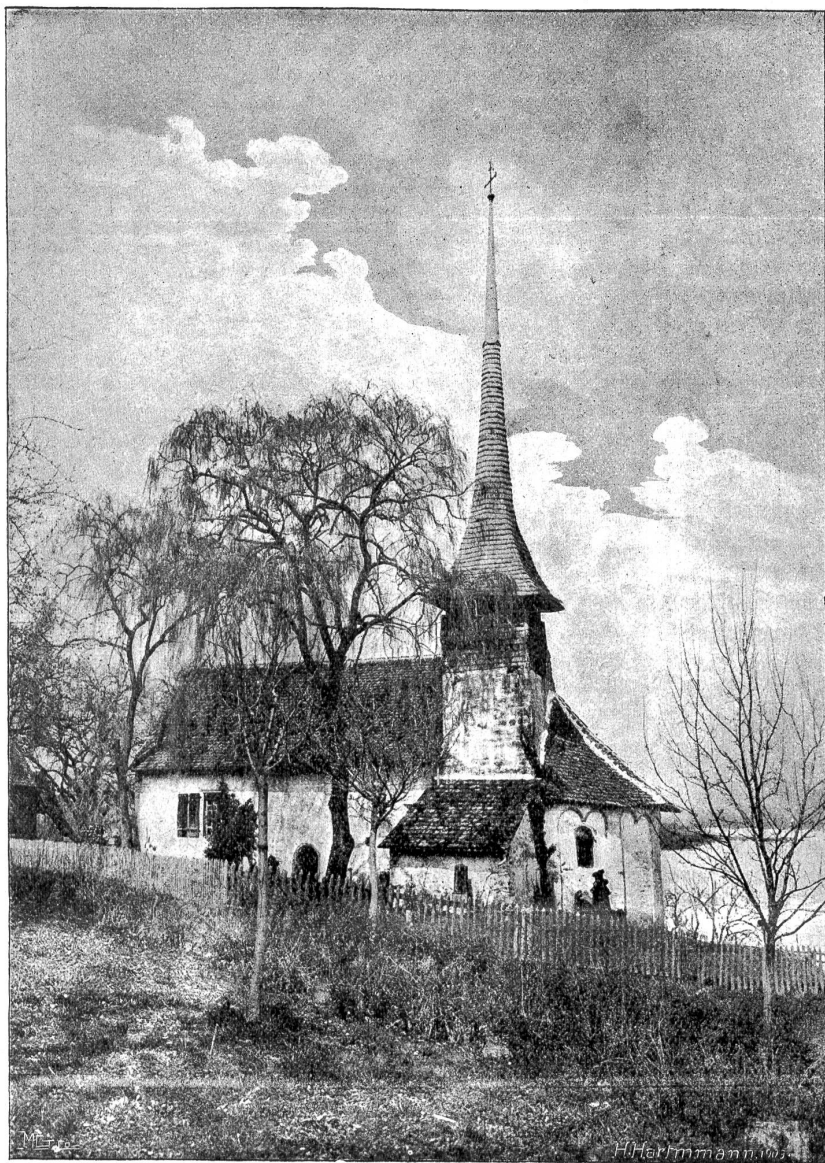
Offenbar hatten meine Worte etwas Ergreifendes. Es schien mir, als mache Heinrich eine lebhafte Bewegung, die er mit einem Seufzer unterdrückte. In diesem Augenblicke fühlte ich eine Roje, die er mir am Tage zuvor geschenkt hatte und die an meinem Busen verwelkt war, auf meine Knie fallen. Ich bemerkte, daß er sie inbrünstig küßte. Von unwiderstehlichem Drange hingerissen, ergriff ich seine Hand und sagte: „Heinrich, Du liebst mich. Unglückliche?“ Damit hatte ich selbst die Schranken der von ihm beobachteten Zurückhaltung niedergedrückt, und er erklärte mir feurig seine Liebe. Er gestand mir, daß er bei unserem ersten Begegnen eine Zuneigung zu mir empfunden habe; allein bis zu dem Tage, wo er mein grausames Geschick erfahren, habe er mich nicht eigentlich geliebt. — Er gehörte also zu jenen auserlesenen Seelen, deren Zuneigung durch Hingebung und Opfer wächst. — Mein Geständnis beglückte ihn, daß ich mich seit der Stunde, da ich ihn zum erstenmal hörte, zu ihm gezogen fühlte und daß seitdem die Liebe zu ihm mein einziger Gedanke sei. Vermutlich wird manche Leserin mein so offen abgelegtes Geständnis sonderbar finden.



G. de Beaumont, Genf: Mutter und Kind.

Wohl weiß ich, daß Frauen meist in solchem Falle nur den inständigsten Bitten nachgeben und sich das Wort entreißen lassen, das sie doch kaum zurückzuhalten vermögen. Meinem Charakter gemäß mußte ich entweder mich in mein Innerstes verschleiern und zurückziehen oder mich unverhohlen aussprechen. Gott vernahm unsere Schwüre, deren Erfüllung er uns leider in seiner Unerforschlichkeit versagt hat.

Meine Tante merkte lange nichts vom wahren Charakter unseres Verhältnisses. Wenn es ihr schon äußerst seltsam erschien, daß ein blindes Mädchen die Vorzüge eines jungen Mannes würdigen und ihm eine reine und feurige Liebe widmen könne, so fand sie es gänzlich unzulässig, daß diese erwidert werde. Als sie aber klarer erkannte, wie es mit uns Zweien stand, da verwies sie mir in langer Rede meine Torheit. Es gelang ihr dabei, mich aufs Tiefste zu verwunden und in meiner Seele ein Gefühl von Bitterkeit zu erwecken, wie ich es bis dahin noch nie empfunden hatte. In der Tat hatte die Entsagung mir in meinen größten Drangsalen bis jetzt stets als helfende Freundin zur Seite gestanden; doch hier fehlte sie mir ganz. Der Gedanke, daß ich nicht so beschaffen sei, um von demjenigen geliebt zu werden, den ich selbst so glühend liebte, daß meine Hoffnung hierauf eine lächerliche und törichte sei und daß ich für ihn wirklich nur der Gegenstand eines demütigenden Mitleids oder einer unwürdigen Spekulation sein könnte, verzehrte mich fast in Verzweiflung. Ich suchte diese nicht nieder-



Das Kirchlein von Einigen.

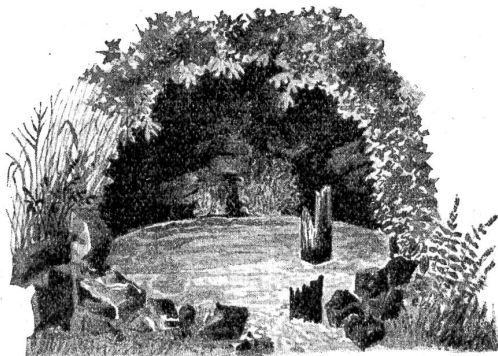
zukämpfen, sondern gab mich ihr rückhaltlos hin. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und erschien nur bei Tische. Hier nahm ich nicht an der Unterhaltung teil. Ich mied Herrn von P . . . , denn ich hatte den festen Entschluß gefaßt, mich von ihm zu trennen. Das Glück, welches ich im Schoße meiner ewigen Finsternis als flüchtigen Schatten erhaschen zu können meinte, war enteilt, indem es mir als Preis meines Stolzes nur einen Ruf der Verhöhnung zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchlein von Einigen.

Von wo aus wir es betrachten, bietet uns das uralte Kirchlein von Einigen ein liebliches Bild; seine schlichte Schönheit im Umfried des blauen Thunersees und seines lachenden Ufers wirkt anziehend auf jeden Beschauer, der wohl fragend den nadelspitzen Turmhelm des kleinen romanischen Kirchenbaues anschaut mit dem Gedanken: „Erzähle mir etwas von deinem Herkommen und deiner Geschichte, sie gehören gewiß ins Märchenreich.“ Und dem ist so.

Unzählige Sagen spinnen sich um das verträumte Gotteshaus; seiner Geschichte jedoch liegt nur eine Fabelchronik zugrunde, die das Kirchlein von Einigen als die Mutterkirche der oberländischen Gotteshäuser bezeichnet. Nach dem Einiger Kirchherrn Eulogius Riburger († 1506) ist diese Kirche im Jahre 223 von Arnold von Strättligen gestiftet worden und 993 durch Rudolf II. von Neuburgund zur Mutterkirche von 12 Töchterkirchen erhoben worden. Wiederum wird dann von der Sage der vielbesungenen Königin Bertha allein die Gründung der dreizehn Gotteshäuser zugeschrieben. In H. Hartmann's „Berner Oberland in Sage und Geschichte“ finden wir eine hübsche Legende darüber, wie die Kirche im Paradies, d. h. die Kirche in Einigen, gebaut ward. Hier wird nach der „Strättliger Chronik“ erzählt, Herr Arnold von Strättligen, der wohlbedachte, wie der Erzengel St. Michael ihm und den Seinen je und je geholfen, nahm sich vor, dem Heiligen eine eigene Kirche zu bauen. Er holte dazu den Rat weiser Leute. Und sie wählten eine Matte am Wendelsee, genannt „unter dem Ziel“. Viele Werleute gruben dort einen ganzen Tag das Fundament für den heiligen Bau. Als sie aber am folgenden Morgen wieder an die Baustatt kamen, fanden sie, daß das, was am Tage zuvor ausgeworfen worden war, wieder glatt und eben war, als ob keine Hand tätig gewesen. Da erschien ihnen, als sie darüber ratlos standen, der heilige Michael, zeigte ihnen einen Platz und Garten, wo die Kirche gebaut werden sollte. Man nannte denselben zum Paradiese. In dem Garten war ein Brunnen; auf den zeigte Sanft Michael und sprach: „Ich will das Wasser bewegen, wie es vor alten Zeiten von den Engeln geschehen ist. Hier soll man finden Gesundheit des Leibes und der Seele.“ Darauf verschwand der Heilige. Wer sich von dieser Zeit an in dem Quell, der Juckbrunnlein genannt ward, badete, wurde von allen leiblichen Gebrästen geheilt. Noch unsere Großväter haben sich in ihren Kleidern in diese heilige Flut gesetzt, um das Wunder an sich wirken zu lassen. Seit aber Menschenhand im Jahre 1714 den Randerlauf in den Thunersee geleitet hat, ist dieser Brunnen versiegt. Herr



Das Juckbrunnlein im Paradies bei Einigen.

Arnold von Strättligen aber ging hin und erkaufte das Land im Paradies von einer ehrbaren Matrone mit Namen